



Wohnsituation in der Wohnbaracke  
Die Mutter des Zeitzeugen mit drei ihrer Kinder in der Wohnküche in den 50er Jahren.  
Foto: Sagberger

## „Wir lebten mitten in der Prärie, da draußen...“

*Herr S. (Jg. 1952) wuchs als neuntes Kind einer Torfarbeiterfamilie auf dem Gelände neben der Torfwerksverwaltung, umgangssprachlich Saline genannt, auf. Als gebürtiger Fuizler beschreibt er rückblickend das Dorfleben und seine Kindheits- und Jugendjahre dort. Er selbst arbeitete nicht im Torfabbau, sondern wurde selbständiger Unternehmer und lebt heute außerhalb Nicklheims.*

### **Wohnsituation**

Unsere Wohnung hatte Holzwände, denn die Häuser waren ursprünglich Massenunterkünfte für die Torfarbeiter gewesen, in die man einfach Holzwände einzog. Wir hatten etwa 50 Quadratmeter, auf denen wir teilweise zu sechst wohnten. Es war für uns eine große Errungenschaft, als wir fließendes Wasser bekamen. Zuerst gab es nur einen Wasserhahn im Gang, bis das Rohr einfach verlängert, die Wand durchbohrt wurde. So hatten wir in der Küche fließendes kaltes Wasser. Im Winter konnte es passieren, dass das Wasser einfro, wenn einer das Fenster über Nacht nicht zugemacht hatte. Wir hatten damals ein Etagenbad mit einem Holzofen, den man von unten einheizte. Mitten im Raum stand eine gusseiserne Wanne. Aber im Winter war es zu kalt, um in diesem Raum zu baden. Wir stellten dann in der Küche ein Blechwandl auf. Aber, wie gesagt, gebadet haben wir höchstens einmal in der Woche. Drei, vier Leute benützten das gleiche Badewasser. Denn das einzige warme Wasser, das wir in der Küche hatten, wurde im Wamsler-Ofen im Grandl erhitzt. Mein Vater durfte immer als letzter baden, weil er am dreckigsten war. Denn, das muss ich dazu sagen, im Torfwerk unten hat es immer recht gestaubt. Daher waren die Arbeiter natürlich voller Torfstaub. Und wir sagten: „Du musst als letztes ins Bad, sonst ist das Wasser gleich dreckig.“

Hinter dem Salinen-Areal standen überall Baracken. Diese Baracken in der Filzen draußen waren

erstaunlicherweise bereits alle gemauert. Aber die Räume waren niedrig, die Häuser klein. Die Straßen waren nicht geteert. Die Flächen, auf denen die Baracken standen, sind heute noch zu erkennen. Dort ist heute Wiese, keine Wildnis. Die Familien hatten viele Kinder. Doch eines darf man nicht vergessen: Wenn in einer Familie fünf, sechs Kinder waren, war der Altersunterschied meist so groß, dass die größeren aus dem Haus waren, wenn die kleineren aufwuchsen. Meine ältere Schwester ist zum Beispiel 25 Jahre älter als ich.

### **Filzler - Nicklheimer**

Zwischen Nicklheim und der Filzn war ein Unterschied. Wir Fuizler gehörten zur Gemeinde Pang. Die meisten Nicklheimer waren Fabrikarbeiter, die vor allem in der Papierfabrik in Redenfelden arbeiteten. Die Fuizler arbeiteten im Torfwerk, die Nicklheimer waren die Fabrikler. Bis zum Wasserturm reichte das Gemeindegebiet Pang, während die Nicklheimer zur Gemeinde Holzhausen gehörten. Wir hatten also getrennte Gemeinden, auch wenn wir miteinander zur Schule gingen. Unter uns Kindern hieß es: „Ihr Fuizn-Tarzan, bleibt's oben. Ihr seid's die von droben.“ Es gab die Drobern und die Heruntern. Wenn wir von der Schule heimradelten, ärgerten wir uns gegenseitig: Wir spuckten sie an und sie schmissen uns etwas nach. Aber wenn wir Fußball spielten, waren wir eins. Also, es war nie wirklich böse, aber es gab halt immer einen Unterschied.

### *I: Wer ist ein Fuizler?*

Ein Fuizler ist, wer sich integrierte, egal woher er kam. Einer zum Beispiel kam aus Ostpreußen. Es waren Heimatvertriebene hier, die nicht mehr heim durften. Ein anderer war Tiroler. Sie haben sich alle integriert, engagiert, sind halt Fuizler geworden. Integration, wie man das heute nennt, kannten wir nicht als Problem. Der J. zum Beispiel, war Jugoslawe. Seine Kinder waren genauso mit uns Fußball spielen. Es gab viele ausländische Menschen in Nicklheim und der Filzn. Mein Nachbar war Pole. In Nicklheim unten lebte ein Russe. Sie kamen alle über den Krieg hierher.

Es war ein richtig guter Zusammenhalt. Bei uns standen zwei große Hausbänke zwischen den drei Häusern. Dort saßen immer die Männer. Dort wurde alles besprochen. Wir Kinder sind geschimpft worden, weil wir so laut waren – wie es heute auch noch ist – wir wurden trotzdem nicht leiser. Mal wurde gestritten, dann wieder einvernehmlich geredet. Heute darf der eine vom andern nicht viel wissen. Aber damals - das weiß ich noch als Kind – wenn einer einen rechten Rausch hatte, es wurde gestritten und geplärrt, dann sagte ihm der Nachbar: „Wie führst dich auf. Schämst du dich gar nicht, hier so herumzuschreien.“ Jeder hat auf den anderen geschaut. Heute läuft man halt zum Rechtsanwalt, wenn es Streit gibt. Aber damals wurde es untereinander geregelt.

### **Soziale Schichtung im Dorf**

Im Dorf gab es drei besser situierte Familien, sie waren selbstständige Unternehmer und hatten auch Grundbesitz. Gemerkt haben wir halt, dass der Lebensstandard ein anderer war, aber das war nichts, was uns gestört hätte. Die drei Familien waren quasi die Oberschicht und alle anderen waren darunter angesiedelt. Deren Kinder besuchten weiterführende Schulen, daran haben wir vielleicht gemerkt, dass sie andere Möglichkeiten hatten. Von den Nickheimern weiß ich einen einzigen, der auf die Realschule ging. Von den Fuizlern kenne ich keinen. Aber mittlerweile habe ich heute auch das Fachabitur.

Im Torfwerksbetrieb war die Hierarchie klar: Der Betriebsleiter war der Oberste. Dann kamen die Feldmeister. Auf dem Torffeld ging die Rangordnung weiter: Zum Beispiel war einer dafür zuständig, dass die Torfhaufen ordentlich aufgeschichtet waren. Und schließlich kam die große Masse der Torfarbeiter und Arbeiterinnen.

### **Tagesablauf als Kind**

Winter und Sommer war bei uns ein großer Unterschied. Im Sommer ging meine Mutter in die Arbeit. War es heiß, begannen die Frauen schon um fünf Uhr in der Früh. Meine Mutter

stand also um vier Uhr auf, und ist aufs Torffeld geradelt. Mein Vater ist um halb sieben aus dem Haus, seine Arbeit begann um sieben Uhr. Wir Kinder waren also allein, sind irgendwann danach aufgestanden, haben uns gewaschen, gefrühstückt, und fuhren dann in die Schule. Ein Zichorienkaffee stand immer in einem Topf auf dem Herd. Man konnte einfach Wasser nachschütten, der Satz blieb im Topf, mit der Kelle wurde der Kaffee von oben abgeschöpft. Den Zichorienkaffee tranken wir mit Milch, oder wir tranken nur Milch. Dazu hatten wir meist Brot, ein Butterbrot mit Marmelade. Irgendetwas haben wir Kinder in der Früh immer gegessen.

Meine Mutter arbeitete meist in den Feldern draußen. In der Küche hatte sie morgens schon das Trinken bereit gestellt und wenn wir mittags von der Schule kamen, mussten wir ihr die Getränke mit dem Radl aufs Torffeld bringen. Es waren meist drei, vier Bierflaschen mit Verschluss. Aber Bier wird sie nicht drin gehabt haben. Am Nachmittag habe ich halt keine Hausaufgaben gemacht, sondern wir sind umeinandergestreunt. Und wenn meine Mutter meist um zwei, drei Uhr nachmittags heimkam, hatte sie Arbeit mit Einkaufen, Waschen und so weiter. Für uns Kinder hatte sie wenig Zeit. Damals wurde auch am Samstag bis Mittag gearbeitet.

Wenn wir Kinder mittags von der Schule heim kamen – irgendetwas haben wir immer zu Essen gefunden. Man hat sich eigentlich selber versorgt. Oft gab es Bratkartoffeln, Kartoffeln waren immer da. Diese haben wir Kinder schnell aufgeschnitten und in der Pfanne gebraten. Das ging am einfachsten.

Die Frauen blieben mittags über bei der Arbeit auf dem Torffeld, denn sie hätten ja schon eine halbe, dreiviertel Stunde Wegzeit gehabt, um mittags heimzukommen. Deswegen versorgten wir sie ja auch mit den Getränken. Wenn man zehn Jahre alt ist, kommt einem eine Tasche voller Flaschen schwer vor. Diese Felder waren ja ewig lang. Neben dem Gleis war ein schmaler Weg, auf dem man mit dem Fahrrad fahren konnte.

Bis fünf Uhr haben die Männer gearbeitet. Dann kam mein Vater heim. Wenn ein schöner Tag war, ist er vielleicht gleich in die Wirtschaft gegangen, hat dort eine Halbe getrunken. So sind wir groß geworden. Heute würde man sagen: Schlüsselkinder. Die schöne Zeit, die wir gehabt haben, war im Winter, wenn die Torfarbeiter ausgestellt wurden und stempeln mussten. Dann war meine Mutter daheim, dann waren wir Familie.

*I: Wenn man im Winter auf engem Raum plötzlich beieinander ist, war das nicht konfliktreich?*

Wir haben das geliebt als Kinder, am Nachmittag beieinander zu sitzen, wenn es draußen schneite. Es gab Malventee und Marmeladenbrot. Da wurde nicht gestritten. Das heißt, gestritten haben wir auch, sommers wie winters, das ist klar, wie Kinder sind. Meine Mutter hat immer gestrickt, wenn sie wo gegessen ist. Das gab es nicht, dass sie einfach so dagesessen wäre. Auch später, als wir einen Fernseher hatten, hat sie immer dabei gestrickt. Damals wurden keine Socken gekauft. Wir hatten immer selbstgestrickte und geflickte Socken. Wenn vorn ein Loch war, hat meine Mutter sie von vorn aufgetrennt, die Spitze neu angestrickt. War keine Wolle in der Farbe da, hast du halt an einer grünen Socke ein rotes Spitzerl gehabt. Das war völlig egal. Hauptsache der Socken war wieder ganz. Aber es war nie ein Problem, dass wir auf engem Raum waren. Wie gesagt, wir Kinder haben uns sogar auf die Zeit im Winter gefreut. Das war schön.

Meine Mutter ging jeden Sonntag in die Kirche. Mein Vater hat währenddessen den Schweinebraten gemacht. Es war normal, dass er am Sonntag gekocht hat. Sie hatte vorher den Knödelteig hergerichtet. Und weil mein Vater die Knödel nicht machen wollte, hat sie sie dann gemacht. Meine Mutter war beim Trachtenverein und wenn sie nach Hause kam, hat sie zack, zack die Knödel ins Wasser geschmissen, sich umgezogen und 25 Minuten später konnten wir essen. Und das muss ich sagen: Mein Vater hat auch immer seine Hosen selbst gebügelt. Das hätte ihm meine Mutter zu schlampig gemacht. Da musste eine Schneid daran sein und am Vortag gemacht werden. Die

Männer haben relativ viel selbst gemacht im Haushalt. Sie haben viel geholfen.

Ins Bett sind wir Kinder im Sommer spät, vielleicht um halb zehn. Meine Eltern sind am Abend mit der Arbeit ja kaum fertig geworden, allein ist man als Kind auch nicht ins Bett. Und wir waren immer draußen im Hof, bis in die Dunkelheit hinein. Da hat keiner geschaut. Wir sind einfach so groß geworden. Wir hatten vielleicht das Glück, dass es dort draußen in der Filze nichts „Schlechtes“ gegeben hat: Rauschgift, Drogen und so weiter, das gab es nicht. Der Vorteil in unserer Kindheit war, dass wir keinen schlechten Einfluss von Älteren hatten. Wenn es dort draußen solche Leute gegeben hätte, wären wir wahrscheinlich ein gutes Opfer gewesen. Wenn ein Fremder um die Straße kam, hat ein jeder geschaut, was der dort macht. So hatte man durch die Leute eine Art Rundumschutz. Jeder hat jeden gekannt.

*I: Wie schaute es mit den Hausaufgaben aus?*

Schlecht, oft habe ich sie in der Schule noch schnell abgeschrieben. Ich weiß noch, einmal habe ich in der Schule auf dem Klo noch schnell die Hausaufgabe abgeschrieben, auf einmal hat mich einer von hinten so an den Haaren langsam hochgezogen. Es war schon nach acht Uhr und der Lehrer hat geschaut, wo ich geblieben bin. Wir sind alle nicht dumm gewesen, aber wenn du nichts getan hast – ich war zwar immer bei einem Notenschnitt zwischen zwei und drei, und habe nie daheim gelernt. Ich merkte später in der Techniker- und Meisterschule, dass ich leicht mithalten konnte. Nur ein Bruder von mir ging auf die Realschule. Er hatte einen Abszess hinter dem Auge. Und als man den herausgeschnitten hat, wurde das Auge so beschädigt, dass er ein Glasauge bekam. Daher hatte mein Vater gesagt: Der kann nicht arbeiten, er hat nur ein Auge. Wir anderen waren alle gesund, wir lernten alle einen Beruf. Nur mein Bruder machte dann eine kaufmännische Lehre. Er konnte recht gut Fußball spielen. Wenn er einen Kopfball machte, drehte es ihm das Glasauge um, dann schaute es nurmehr weiß aus dem Auge hervor. Wenn die anderen Spieler das sahen, liefen sie sofort vor Schreck davon.

## **Kirchenfeste**

Schön war immer die Zeit an Weihnachten. Es gab die Bescherung und danach hast du immer deine Nachbarn abgeklappert, hast geschaut, was dort war, miteinander geratscht, ein Glas Wein getrunken. Das war immer richtig schön. Das war der Heiligabend. Da bist du halt zehn Meter von dem einen Haus zum anderen gegangen, in jedem Haus waren viele Familien. Und jeder zeigte, was er geschenkt bekam.

Die Erstkommunion zum Beispiel war für uns eine Belastung. Für mich war das immer peinlich, und zwar aus einem Grund: Wir waren wahrscheinlich nicht so besonders wohlhabend. Mein Kommunionanzug war mir zehn Zentimeter zu kurz und wir hatten eine alte Kerze bekommen, die dann nicht angebrannt ist. So bin ich schon mal da gestanden. Alle anderen hatten halt ein anderes Gewand und eine neue Kerze.

Bei der Firmung war es dasselbe. Der Anzug war zu klein. An ein Geschenk kann ich mich nicht mehr erinnern. Man ist halt irgendwohin zum Essen gefahren bei der Firmung. Mein Firmpate war ein Nachbar. Und ich weiß noch, er hat sich beteiligt am Kauf meines Firmanzugs. Ich empfand das einfach als peinlich. Darum mag ich die Kirchenfeste nicht.

## **Gesundheitsversorgung**

Es gab Schuluntersuchungen. Wir bekamen ein Pflaster zum Erkennen von Tuberkulose. Ich glaube, es waren Amtsärzte, die nach ein paar Tagen schauten, ob sich unter dem Pflaster Bläschen gebildet hatten. Es gab bei uns einige Schüler, die an der Lunge etwas hatten. Einer kam für etwa zwei Jahre in eine Lungenheilstätte. Auch der Zahnarzt kam zu uns in die Schule. Der Zahnarzt behandelte zwar nicht in der Schule die Zähne, aber er schaute sie durch, und wenn was fehlte, schickte er den Schüler zum Zahnarzt.

Die Zahnpflege war schlecht. Wenn Sie sich vorstellen, wie die Wohnsituation war. Wir hatten kein eigenes Bad, da war auch kein Platz, wo man hätte sein Zahnbürstl hinstellen können.

Doch wir hatten auch keine Süßigkeiten. Dank dem Mangel an Zucker haben wir wahrscheinlich unsere Zähne einigermaßen erhalten.

Meine dritte Schwester verstarb um 1950 schon mit acht Monaten vermutlich an Keuchhusten in Steinhöring im Kinderkrankenhaus. Meine Eltern erzählten immer, sie wäre zum Abholen gewesen und der Vater fuhr dorthin. Da erfuhr er, dass sie gestorben ist. Es war ein Schock. Damals gab es nur ein Telefon in der Salin, man war schlecht erreichbar. Das Telefon war bei meiner Großmutter in der Wirtschaft. Ein Bruder von mir verstarb auch an Keuchhusten, soweit ich weiß, in Steinhöring. Darum hatten wir als Kinder vor dem Kinderkrankenhaus immer Angst. Das hatte sich uns eingepägt.

Einmal hatte ich eine starke Lungenentzündung. Damals bin ich als Kind sicherlich sechs Wochen zu Hause gelegen, heute käme man ins Krankenhaus. Jeden Tag besuchte mich der Doktor mit einem VW Käfer. Den hörte ich schon tuckern, wenn er heranfuhr.

## **Ernährung**

Bei uns gab es tatsächlich nur einmal in der Woche Fleisch zu essen. Aber wir Kinder mochten Fleisch gar nicht so gern. Bei uns wurde an Lebensmitteln nichts weggeschmissen. Oft gab es einen Schmarrn, den mochten wir Kinder gern. Dazu braucht man an Zutaten nur Milch, Eier, Mehl, Salz, ein wenig Zucker.

Eine andere Mehlspeise war der Scheiterhaufen, aus altem Brot gemacht, Rosinen dazwischen. Auch Kartoffelnudeln oder Schmalznudeln gab es oft. Meine Mutter hat oft eine ganze Raine davon zur Werkstatt gebracht. Und – mein Vater war schon früh gestorben – wenn irgendetwas zum Richten war – sind die Werkstattler sofort gekommen und haben es repariert. In der Küche stand immer ein Hefeteig, aus dem die Mutter irgendetwas machte: mal Rohrnudeln, mal Dampfnudeln. Wir haben uns nie arm gefühlt.

Alle Familien hatten Hühner. Wir lebten ja mitten in der Prärie da draußen. Zum Wald hinter

lagen unsere Gärten. Wenn wir in der Früh aufstanden, haben wir als erstes den Hühnerstall aufgemacht. Die Hühner sind herausgerannt und einmal habe ich sie gezählt: Es waren um die 200 Hennen, die frei laufen konnten. Daher gab es bei uns auch keine Schnecken und wir hatten schöne Gärten.



Sicht aus dem Fenster der Filznwirtschaft 1967. Im Hintergrund sind Hasenställe und die Beete der privaten Gärten, dahinter die alten Torfstiche zu erkennen. Heute ist das Gelände aufgeforstet. Foto: Sagberger

Wer wollte, konnte ein Grundstück als Garten nutzen. Wo heute der Wald rund um das ehemalige Salinen-Gebäude steht, war alles frei. Damals war keine Staude, kein Baum auf der Fläche. Es gab viele wilde Fasane, die wir immer fangen wollten. Die Fasane fraßen oft bei unseren Hühnern mit. Wenn wir sahen, dass sie an den Hühnerstall kamen, um das Futter zu picken, rannten wir immer hinter ihnen her.

### **Streutorf / Arbeit des Vaters**

Wo jetzt die Straße verläuft, war früher ein Bahn Gleis. Es führte hinter zu einer Torfstichstelle, wo Streutorf hergestellt wurde. Dort wurde auf Akkord gestochen. Die Loren fuhren direkt an unserem Haus vorbei. Ende der sechziger Jahre wurden die Gleise herausgerissen. Streutorf wurde aus der obersten Torfschicht gewonnen, denn diese war zum Heizen nicht gut zu gebrauchen.

Der Streutorf wurde gefräst, was eine staubige Angelegenheit war, und weshalb mein Vater immer so dreckig von der Arbeit heimkam. Mein Vater war ursprünglich Schmied und immer in der Halle des Torfwerks beschäftigt, erst die letzten Jahre arbeitete er in der Schlosserei. Die Schlosserei war neben dem Verwaltungsgebäude der Saline.



Aufnahme ca. 1955 : Torfarbeiter neben der ehemaligen Torfhalle. Links der Lokführer, daneben Karl Sagberger. Foto: Sagberger

### **Schlosserei**

In der Schlosserei war ein großer Schleifstein. Manchmal mussten wir Kinder mit den Haushaltsmessern der Oma zum Messerschleifen dorthin gehen. Von der Decke hingen große Lederriemen. Ein Motor trieb eine große Welle an und über diese musste man den Riemen drüberschmeißen. Das war sehr gefährlich, denn mein Vater hat sich dabei einmal zwei Finger abgewickelt. Kam der Riemen auf die Welle, war darauf eine große Spannung und wenn man dann nicht schnell genug die Hand wegzog... Jede der Maschinen in der gesamten Werkstatt wurde über diesen Riemenmechanismus angetrieben.



Aufnahme aus dem Jahr 1967. Im weißen, linken Gebäude waren die Schreinerei und Schlosserei untergebracht. Im Vordergrund ein Holzschuppen und Hühnerstall, rechts dahinter das Magazin des Torfwerkbetriebs.

Foto: Sagberger

### **Hausbrenntorf**

Das Hauptgespräch von allen Fuizlern damals war nicht Fußball, sondern Brennstoff. Wir machten das ganze Jahr über den eigenen Brenntorf, weil es viel Arbeit war. Ich weiß noch, wie immer geredet wurde: Soundsoviel Tausend brauchen wir. Der Haustorf wurde immer in Tausend gezählt. Das Zählen ging einfach, denn wir hatten immer acht Torfstücke auf einen Haufen gekastelt. So warst du den ganzen Sommer über beschäftigt und musstest in der Freizeit den Torf stechen. Damit er trocknete, mussten wir Kinder ihn umkasteln. Einmal bekam ich deswegen eine saubere Watschn [Ohrfeige]. Beim Umkasteln muss man die aufgeschichteten Torfstücke umdrehen, so dass das unterste Stück nach oben kommt. Und wir wollten halt auch gern zum Baden fahren, haben es ganz schlaue gemacht und nur die zwei oberen umgedreht. Als mein Vater im Herbst die Torfstücke anfasst, waren die unteren noch nass, batzig, weil wir sie nicht umgedreht hatten. Das war ja nicht böse von uns gemeint, wir hatten halt gehofft, dass sie auch so trocknen. Aber es war eine kleine Katastrophe, denn das Geld, um Brennholz zu kaufen, war nicht da und wenn die Torfstücke feucht sind, kann man sie nicht zum Heizen verwenden.

Erst im Winter fuhren wir den getrockneten Torf heim. Die meisten hatten dazu Schlitten, die großen Ziehschlitten. Manche Bauern fuhren den Torf mit dem Schubkarren. Die Männer haben enorm viel Zeit dafür aufgewendet. Wir verwendeten kleine Gleise. Uns Kindern hat es

gefallen, die Wagerl auf den kleinen Gleisen, die man etwa 50 Meter weit aneinander legte, zu ziehen. War man am Ende der 50 Gleismeter, hat man sie wieder neu verlegt. Die Gleise lagen da zum Gebrauch für jeden, der dort seinen Torfstich machte.

### **Taschengeld**

Wir haben nie Taschengeld bekommen, wir mussten immer für unser Geld arbeiten. Im Sommer habe ich zum Beispiel Blaubeeren und Preiselbeeren gebrockt [gesammelt]. Und etwas Geld hatte ich immer.

### **Betriebskindergarten**

Damals schon hatten wir einen Kindergarten. Das Torfwerk hatte den Kindergarten mitfinanziert, damit die Frauen, die im Torfwerk arbeiteten, ihre Kinder dorthin schicken konnten. Nur - wir Kinder haben den Kindergarten nicht mögen. Wir sind bald nicht mehr gegangen, denn dort musste man am Nachmittag schlafen. Und das waren wir überhaupt nicht gewohnt. Uns war die Freiheit lieber, wir haben es dort drin nicht lange ausgehalten.

### **Familiengeschichte**

Meine Großmutter ist 1886 geboren, hatte zwölf Brüder, ging etwa um 1900 nach München, machte dort die Kochlehre und arbeitete in München als Köchin. Von dort kam sie ins Filznstüberl. Sie heiratete und bekam noch ein Kind, doch dieser Onkel von mir, der Medizin studierte, ist in Russland im Zweiten Weltkrieg gefallen. Den Großvater lernte ich nie kennen.

Meine Eltern sind beide in Niederbayern geboren. Als mein Vater etwa zehn Jahre alt war, kam er mit seiner Mutter und seinem Stiefvater hierher. Er besuchte noch die Schule in Pang, musste den Trampelpfad durch den Wald jeden Tag laufen. Am Samerberg machte er eine Lehre als Schmied. Erst nach Kriegsende kam er zurück, arbeitete im Torfwerk und die letzten Jahre in der Schlosserei. Mein Vater war als lediges Kind noch in Niederbayern geboren. Er erzählte immer, er habe zwei

Väter gehabt. Das muss so gewesen sein: Meine Großmutter war mit einem Wirtsohn beieinander. Als sie schwanger war und vor Gericht die Vaterschaft und Unterhaltszahlung festgelegt werden sollten, haben er und sein Spezl behauptet, dass sie mit allen beiden etwas gehabt habe. So musste keiner zahlen. Das war damals wohl eine gängige Methode. Der eine war ein großer Viehhändler, der andere ein großer Bauer. Mein Vater erzählte, dass er jeden an seinem Geburtstag besuchte und fünf Mark bekommen habe, weil er immer ganz öffentlich ins Haus marschierte. So hätten sie sich nicht getraut, nichts zu geben.

Mein Vater hatte einen verkrüppelten Fuß. Er war zwar über 1,80 Meter groß, aber weil ein Fuß um sieben Zentimeter kürzer war, stand er immer schief.

Als die Beerdigung meines Vaters war, kamen die Bürgermeister vom Samerberg und von Rohrdorf. Wir wunderten uns wieso. Sie erzählten den Grund: 1944 hatte mein Vater mit anderen zusammen die Glocken von Rohrdorf versteckt. Die Kirchenglocken hätten eingeschmolzen werden sollen. Nach damaligem Gesetz war dies Wehrkraftzersetzung und mein Vater wäre standrechtlich erschossen worden, wenn es aufgekommen wäre. Während der Kriegszeit war mein Vater am Samerberg der Hufschmied gewesen. Man kennt es gleich an der Kleidung, dass er als Hufschmied etwas darstellte und das ein Unterschied war zu den Torfarbeitern.



Als junger Hufschmied am Samerberg.  
Aufnahme ca. 1940. Foto: Sagberger

Meine Großmutter war Wirtin der Filznwirtschaft. 1942 waren ihr Sohn, der Medizin studiert hatte, und fast gleichzeitig ihr Mann gestorben. Ab da führte sie bis 1961 die Wirtschaft allein. Sie hat sich nix gefallen lassen. Sie konnte sich durchsetzen, auch dank des großen Hundes, den sie hatte. Damals waren die Leute dort draußen schon ein bissl rabiat. Bei vielen war sie nicht beliebt. Das ist klar, eine Frau, allein und Wirtin. Viele meinten wahrscheinlich, sie könnten sich bei einer Frau etwas herausnehmen. Aber sie war resolut.

Meine Oma hatte jedenfalls keine Zeit, um auf uns Kinder aufzupassen. Sie hatte ja die Wirtschaft, hatte zwei Angestellte in der Wirtschaft. Jeden Tag waren es viele Essen, eine Art Abo-Essen, die der Torfwerksbetrieb für die Arbeiter der Werkstätten mitbezahlte. Die Frauen waren ja selbst in der Arbeit, hätten mittags nicht kochen können. Zum Essen kamen nur Männer.

Die Frauen, wie meine Mutter, haben immer gearbeitet. Wenn sie von der Arbeit auf dem Torffeld heimkamen, ging die Arbeit im Haushalt weiter. Meine Mutter schaute verhärtet aus. Aber sie ist 94 Jahre alt geworden und war bis fast an ihr Lebensende rüstig. Mit 92 Jahren fuhr sie noch mit dem Fahrrad zum Einkaufen.

### **Die Filznwirtschaft**

*I: Gab es Raufereien in der Wirtschaft?*

Wir haben als Kinder vom Fenster aus zugeguckt, wenn die Männer rauften. Wenn der Suff immer größer wurde, gab es eine Rauferei. In der Regel wurden die Raufbolde aus der Wirtschaft geschmissen. Es waren früher viele Feste in der Filznwirtschaft, zum Beispiel das Bergfest der BHS. Und wenn viel Bier geflossen ist ... . Aber dann haben sie halt gerauft und hinterher war wieder Ruhe, sind sie wieder in der Gaststätte beieinandergehockt. Es war nie so, dass jemand krankhausreif geschlagen worden wäre.

*I: Ist nie die Polizei gekommen?*

Doch. Sie kamen zum Brotzeitmachen. In der Filznwirtschaft draußen gab es nämlich keine Sperrstunde. Um zwölf Uhr nachts kamen die



Polizisten und die Oma hatte schon die Brotzeit für sie hergerichtet. Die Polizisten haben gegessen und sind wieder gefahren. Oft kamen sie mit dem Fahrrad, hatten einen Karabiner über den Rücken hängen. Dort draußen störte es ja niemanden, wenn keine Sperrstunde war. Einmal kontrollierte die Polizei die Fahrräder. Meine Oma kam mit ihrem Radl auch in die Kontrolle. Sie musste genauso wie die anderen zwei Mark Strafe zahlen, weil das Licht nicht funktionierte. Und wie die Polizisten das nächste Mal zur Brotzeit wieder ins Filznstüberl kamen, gaben sie ihr die zwei Mark zurück. So hat sich das damals alles arrangiert.

*I: Wer besuchte die Wirtschaft?*

Es war damals so, dass auch der Verwalter und die Feldmeister mit den Torfarbeitern in der Wirtschaft beieinander gesessen waren. Obwohl sie in der Arbeit die Chefs waren, es gab eine gewisse Distanz, aber sie waren sich nicht zu gut dazu, mit den Arbeitern am gleichen Wirtshaustisch zu sitzen. Der Betriebsleiter und die Feldmeister wohnten auch hier am Ort. Die Ehefrau des Betriebsleiters war Schneidermeisterin und bildete Lehrlinge auch aus der Filzn aus. Frauen waren überhaupt nie in der Wirtschaft. Und jeden Freitag gab es den Schuss, das war die Lohntüte mit einem Streifen daran, auf dem die Stunden aufgeschrieben waren. Jede Woche bekamen die Arbeiter ihr Geld. Vor dem Büro standen sie in einer Schlange an. Und ein paar waren dabei, die es übertrieben und hinterher gleich den Weg zur Wirtschaft einschlugen. Deren Frauen haben sie abgepasst, haben ihnen die Tüte abgenommen, ihnen ein wenig Geld davon gegeben, damit sie trotzdem zum Wirt gehen konnten.

*I: Was hat Ihre Großmutter erzählt über die Zeit des Nationalsozialismus?*

Wenig. Ich glaube, dass sie politisch nicht engagiert war.

Ich weiß, dass einmal ein junger französischer Kriegsgefangener im Zweiten Weltkrieg draußen erschossen wurde. Darüber hat meine Großmutter immer geschimpft. Angeblich hatte er einen Fluchtversuch unternommen. Und sie hatte ihn recht gern gemocht. Mitte der sechziger Jahre

kamen einmal Franzosen und besuchten die Oma. Es waren die Eltern von ihm. Aber mehr hat sie nicht darüber erzählt.

Ich weiß nur, dass viele Leute auf meine Großmutter geschimpft haben, weil sie den Kramerladen hatte, die Milch und die Lieferungen bekam und sie während der Kriegszeit die Lebensmittel austeilte. Sie hatte sicherlich ihre Leute, die dabei besser davonkamen. Das nehme ich halt an. Es waren zum Beispiel immer die Milchkannen von der Molkerei mit einer Schöpfkelle hier. Die oberste Milch ist ja die beste, weil der Rahm nach oben steigt. Zu meiner Kinderzeit in den fünfziger Jahren, kam zum Beispiel immer ein alter Nachbar als erster, um die Milch zu holen. Und wir Kinder haben aus dem ersten Stock geschaut, wann er kommt. Kurz bevor der alte Mann da war, sausten wir runter und haben uns die erste Milch geben lassen. Und da hat er natürlich immer furchtbar geschimpft. Wir haben ihn halt getratzt [geärgert]. Und so ähnlich, kann ich mir vorstellen, war es damals mit den Lebensmitteln auch.

### **Das Moor und die Wildnis**

Hinten im Moor, wo der Torf ausgestochen war, entstanden kleine Seen, etwa 50 Zentimeter tief. Und dort hielten sich Wildenten. Die Jäger gingen auf die Jagd nach den Enten und ihnen schauten wir Kinder oft zu. Es ist klar, jedes Kind geht gern auf die Jagd. Und wir mit Pfeil und Bogen bewaffnet, versuchten auch einmal eine Ente zu schießen. Zack - ist tatsächlich eine heruntergefliegen - und wir sind sofort abgehaun. Um Gottes Willen! Jetzt haben wir eine getroffen! Vor Schreck radelten wir heim. Keiner von uns hätte geglaubt, dass wir mit dem Pfeil tatsächlich eine treffen. Aber wir kamen zurück, suchten die tote Ente, schnell haben wir sie verbuddelt und tagelang davor Angst gehabt, dass irgendetwas aufkommen könnte. Denn wir haben gewusst, das wäre ja Wilderei gewesen.

*I: Hat das Wildern nicht einfach dazu gehört?*

Nein, auf keinen Fall. Mein Vater war lange am Samerberg oben, dort hatte das Wildern eine Tradition. Aber in der Filze draußen nicht. Mein

Vater hat immer erzählt, dass in den dreißiger Jahren einmal Tiroler Wilderer am Heuberg eine Treibjagd ausgerufen hätten. Ganz offiziell. Es hätten sich die Jäger und die Wilderer dort oben direkt ein Feuergefecht geliefert. So etwas gab es hier nicht.

*I: Wie war es mit dem Fischen?*

Im Moorwasser gibt es keine Fische. Mit Fischen kennen wir uns nicht aus. Da hätten wir in der Kalten schauen müssen, aber da waren wir schlecht. Denn womit du nicht aufwächst, das kannst du auch nicht. Schwarzfischen kannten wir nicht. Da haben wir uns eher mit den Torfstückl ausgekannt.

*I: Gab es Gruselgeschichten über das Moor?*

Uns Kindern wurde Angst gemacht, dass man im Moor untergehen kann. Aber das funktioniert nicht, denn der Mensch ist leichter. Der Mensch sitzt zwar irgendwann bis zum Bauch darin und es kann passieren, dass er allein nicht mehr herauskommt. Aber du versinkst nicht darin. Und alle Moorleichen, die irgendwo gefunden wurden, hatten Steine um die Füße gebunden.

Uns Kindern wurde gesagt, dass wir versinken, dass wir im Moor verschwinden. Das würde ich meinen Kindern auch erzählen, wenn ich nicht wollte, dass sie jeden Tag voller Dreck heimkommen. Denn wir haben im Sommer immer in den ausgestochenen Moortümpeln gebadet. Das war die höchste Gaudi, manchmal haben wir uns regelrecht im Batz [Dreck] eingegraben. Doch du hast hinterher ausgeschaut ... . Meine Mutter hat immer gesagt, wenn wir so richtig dreckig heimgekommen sind: „Rührt's nix o! Tuats ja nix orührn!“ Sie hat uns im Waschhaus unten mit dem eiskalten Wasser aus dem Wasserschlauch abgespritzt. Dann warst du wieder sauber.

Schwimmen konnten wir darin nicht lernen, dazu war das Wasser nicht tief genug. Aber es war im Sommer einfach schön. Im Winter waren die Wasserstellen eingefroren und wir haben darauf Eishockey gespielt. Die Flächen waren ja 20, 30 Meter lang und es war ein Rand rundherum, ideal, weil der Puk nicht abhauen konnte.

## **Sichtweise auf die Entwicklung des Dorfes**

In Nicklheim bin ich heute eine Ausnahme, weil ich einer der wenigen bin, die ein Geschäft gründeten, heute selbständig sind. In Nicklheim waren die meisten immer Arbeiter. Dort gab es nicht, wie in anderen Gemeinden, einen gewissen Prozentsatz an Schülern, die auf weiterführende Schulen gingen. Aus meiner Klasse besuchte nur einer die Realschule.

*I: Woran liegt das?*

Es war das „Kleinhalten der Leute“. Meine Großmutter zum Beispiel hatte sich dagegen gewehrt und ließ einen Sohn Medizin studieren - meinen Onkel, der in Russland gefallen ist. Aber wie gesagt, der Druck ging von oben nach unten. Mein Vater hörte zum Beispiel immer, wenn irgendetwas war, auf den Betriebsleiter. Da hieß es: „Der hat g'sagt, und so wird's g'macht.“

Einer meiner Brüder, er war damals 17, hatte eine Freundin, was in dem Alter ganz normal ist, und war noch in Ausbildung. Damals wurde das Kindergeld eingeführt. Da er in einer Buchhandlung für Juristen und Rechtswesen lernte, wusste er, ihm steht Kindergeld zu. Also ging er zum Arbeitgeber meines Vaters und sagte, dass ihm Kindergeld zustehe. „Was? Eine Freundin haben und Kindergeld verlangen? Do mogst di aber schleich'n!“ war die Antwort. Mein Vater meinte auch: „Kindergeld gibt's nicht.“ Mein Bruder schlug ihm vor: „Ich beantrage es, erledige das Bürokratische, dann gehört mir das Geld.“ „Gut“, hat der Vater gesagt, „du bekommst sowieso nichts.“ Doch mein Bruder erhielt 800 Mark, davon kaufte er sich ein Moped. Das meine ich mit „Obadruckn“.

Ein anderes Beispiel: Mein Vater war nie krank. Doch einmal hat er Rippenfellentzündung bekommen. Er war drei Monate lang krank geschrieben. Nach sechs Wochen gab es kein Krankengeld mehr. Wir waren insgesamt neun Kinder, auch wenn einige schon außer Haus waren. Und es war einfach kein Geld mehr da. Mein Vater bekam vom Betrieb ein Darlehen, das er wieder abarbeiten musste. Das kann man sich heute überhaupt nicht mehr vorstellen.

*I: Wovon lebte die Familie, als Ihre Mutter so früh Witwe war?*

Meine Mutter hat mit 63 Jahren ihre Rente bekommen, bis dahin arbeitete sie im Torfwerk. Mir als Kind wäre eine Halbwaisenrente zugestanden, aber ich hatte es nicht gewusst. Wenn dir das keiner sagt – und es hat einem keiner gesagt. Erst als ich später auf der Technikerschule war, erfuhr ich über andere Schüler, dass sie eine Halbwaisenrente bekamen. Daraufhin erkundigte ich mich näher, habe sie beantragt und erhalten. Damals war ich schon 22 oder 23 Jahre alt, aber die Rente wäre mir schon viel früher zugestanden.

*I: Warum hat Ihnen das niemand gesagt?*

Ich weiß nicht. Vielleicht haben es die anderen auch nicht gewusst.

*I: Hatten Sie denn Zugang zu Informationen?*

Wir hatten die regionale Zeitung. Heute frage ich mich, warum uns diese Informationen vor-enthalten blieben. Meiner Mutter, ihr kann man das nicht vorwerfen. Sie hat es einfach nicht gewusst.

Den Vorzug, den viele Nicklheimer und Fuizler heute haben, ist, dass sie günstige Gründe kaufen konnten, die jetzt Bauland wurden. Ursprünglich durfte man ja nur ein kleines Haus an der Straßenseite haben und die 2000 Quadratmeter Gartenfläche waren Brachland. Meistens wurden aus einem Grundstück vier Bauplätze. Früher schimpften die Leute auf die Fiuzn. Aber wer ist heute dort draußen? Viele Auswärtige haben sich mittlerweile mit ihren Privathäusern dort angesiedelt. Sie haben gesehen, wie schön es dort draußen ist. Doch für mich war es schon immer landschaftlich am schönsten in der Filze.



Kinder bei den Wohnbaracken beim „Großen Bau“ in Nicklheim Ende der 1939er Jahre.  
Foto: Hafer